

Zitierhinweis

Tischer, Anuschka: Rezension über: Niels F. May, Zwischen fürstlicher Repräsentation und adliger Statuspolitik. Das Kongresszeremoniell bei den westfälischen Friedensverhandlungen, Ostfildern: Thorbecke Verlag, 2016, in: Zeitschrift für Historische Forschung (ZHF), 45 (2018), 2, S. 407-409, DOI: 10.15463/rec.758966291



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

darfte junge Migranten unter Vorspiegelung falscher Tatsachen oder gewaltsam rekrutierten. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nahmen derartige Verfahren stark zu: Zwischen 1642 und 1708 zählt der Verfasser 249 Fälle, in die 353 Personen involviert waren (170). Obwohl er damit sicher nur die Spitze eines Eisbergs erfasst, ist das Bild, das aus diesen Akten entsteht, durchaus eindrucklich.

Die Migrantenwerber, die Wareing porträtiert, bewegten sich in einer Grauzone zwischen Arbeitsvermittlung und organisierter Kriminalität. Sie stützten sich auf eine Infrastruktur von Tavernen, Herbergen und Rekrutierungsbüros in den Londoner Hafenvierteln sowie auf regelrechte Netzwerke von Helfern und Zuarbeitern. Als Prototyp des skrupellosen Migrantenwerbers erscheint ein Mann namens William Haveland: Obwohl er häufig mit dem Gesetz in Konflikt geriet und mehrfach öffentlich am Pranger stand, machte er bis zu seinem Tod im Jahre 1710 mehr als vierzig Jahre lang in diesem Metier Geschäfte und erlangte als *High Bailiff* sogar ein Amt in der öffentlichen Strafverfolgung – womit der sprichwörtliche Bock zum Gärtner gemacht wurde. Das rasante Wachstum Londons, die Ineffizienz der lokalen Sicherheitsbehörden, die Tücken des englischen Rechtssystems sowie die Tatsache, dass die illegale Rekrutierung von Migranten nicht als Kapitalverbrechen galt, erschwerten es selbst willigen Richtern, Männern wie Haveland das Handwerk zu legen. Seit den 1640er Jahren bemühten sich Krone und Parlament zwar wiederholt um eine stärkere Regulierung des Geschäfts mit unfreien Migranten und eine strengere Bestrafung von Missbräuchen, doch war der Erfolg ihrer Initiativen begrenzt, zumal sich die höchsten politischen Instanzen des Königreichs nicht auf eine gemeinsame Linie hinsichtlich der Registrierung von *indentured servants* einigen konnten. Erst der Transportation Act von 1718 entzog der illegalen Rekrutierung von Kontraktarbeitern die Grundlage und schuf zugleich die Voraussetzungen für die Deportation von 50.000 britischen Sträflingen über den Atlantik.

Auch wenn es sich mitunter etwas schwerfällig liest und nicht frei von Redundanzen ist, leistet Wareings Buch fraglos einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der frühneuzeitlichen Migration in der atlantischen Welt.

Mark Häberlein, Bamberg

May, Niels F., Zwischen fürstlicher Repräsentation und adliger Statuspolitik. Das Kongresszeremoniell bei den westfälischen Friedensverhandlungen (Beihefte der Francia, 82), Ostfildern 2016, Thorbecke, 284 S., € 42,00.

Die Bedeutung von Zeremoniell ist in den letzten zwei Jahrzehnten von der Forschung herausgearbeitet worden. Wesentliche Impulse gingen von dem Münsteraner SFB „Symbolische Kommunikation und gesellschaftliche Wertesysteme vom Mittelalter bis zur Französischen Revolution“ aus und Publikationen zum Westfälischen Frieden haben diese bereits aufgegriffen und zeremonielle Aspekte thematisiert. Niels F. May stößt also mit seiner in Münster und an der Sorbonne entstandenen Dissertation in ein gut vorbereitetes, aber insgesamt noch unerschlossenes Feld vor.

Zwar thematisierte schon Fritz Dickmann 1959 in seiner Habilitationsschrift über den Westfälischen Frieden zeremonielle Praktiken und Konflikte, aber May grenzt sich von dessen deskriptiver Herangehensweise ab, die dem Zeremoniell keine wesentliche Funktion zuwies, und strukturiert seine Betrachtung auch nicht an der frühneuzeitlichen Mächtehierarchie entlang. Vielmehr entfaltet er zunächst Analysekatgorien: Zum einen nimmt May die in ihrer Bedeutung gleichfalls erst in jüngerer Zeit systematisch thematisierten Kategorien *potestas* und *dignitas* auf die Repräsentation in den Außenbeziehungen hin für das Zeremoniell in den Blick. Zum anderen präsentiert er

die Vorbilder des Westfälischen Friedenskongresses, der aufgrund seiner Bedeutung und Größe für die nachfolgende Zeit Modellcharakter bekam. Vorbildfunktion hatten die Verfahrensweisen des päpstlichen Hofes in Rom sowie, angesichts der sukzessiven Zulassung aller Reichsstände, die der Reichstage, außerdem die Verhandlungen zu den zuletzt zwischen Frankreich und Spanien bzw. dem Kaiser geschlossenen Friedensverträgen von Vervins 1598 und von Cherasco 1631. Aufgrund der Vielfalt der Akteure und sich verändernder Konstellationen gab es jedoch eine Lücke, die eine „Konfliktdynamik“ (89) generierte, die für künftige Kongresse ein warnendes Beispiel war. In seiner spezifischen Form war der Kongress in Westfalen als Ort des Interagierens diplomatischer Akteure neu, was ihm eine kommunikationshistorische Bedeutung gibt, die erst allmählich erschlossen wird.

Im Mittelpunkt der Studie stehen die Rangstreitigkeiten des Kongresses. Es geht May nicht um eine – geschweige denn vollständige – Beschreibung diverser zeremonieller Praktiken. So geht er etwa in Bezug auf die Konfliktfälle exemplarisch vor: Zunächst untersucht er die fürstliche Repräsentation der mächtropolitischen Hauptakteure der Friedensverhandlungen – des Kaisers, Frankreichs, Spaniens und Schwedens – im Spannungsfeld von Konfrontation und Kompromiss. Am Beispiel des französischen Prinzipalgesandten Longueville sowie der Mediatoren Chigi und Contarini kann May aber schlüssig darlegen, dass der Kongress auch ein Ort persönlicher Statusrepräsentation, das Zeremoniell mithin nicht nur ein diplomatisches war. Zudem boten die großen Gesandtschaften mit ihren in Funktion und Titulierung unterschiedlichen diplomatischen Akteuren weiteren Spielraum zur Differenzierung. Im Bereich der Außenbeziehungen zeigt May vor allem für die von ihm als „prekäre Akteure“ (173) bezeichneten mindermächtigen und nicht fest etablierten Akteure Venedig, die Generalstaaten und die Kurfürsten, die ihren Status gegenüber anderen Mächten immer wieder aushandeln oder überhaupt definieren mussten, wie breit das Arsenal der Praktiken und Handlungsoptionen, aber auch der Gründe zur Differenzierung zeremoniellen Handelns auf dem Westfälischen Friedenskongress war. Herkommen, Souveränität oder monarchische Stellung spielten eine Rolle, waren aber keine Determinanten für bestimmte Praktiken, sondern Faktoren, mit denen unterschiedlich umgegangen wurde. Es wäre angemessen gewesen, diese Faktoren nicht isoliert zu betrachten, sondern deutlicher in ihren Kontext einzubetten: Wenn die zeremoniellen Auseinandersetzungen zwischen Frankreich und Spanien konfrontativ verliefen, so entsprach dies dem erbitterten Krieg, den sie führten, während die Kompromissbereitschaft Frankreichs gegenüber dem Verbündeten Schweden oder dem Mediator Venedig aus einem anderen Zusammenhang kam.

Die Studie leistet zweierlei: Sie verdeutlicht einerseits an dem besonders einschlägigen und ergiebigen Beispiel des Westfälischen Friedenskongresses, was Zeremoniell in den Außenbeziehungen war und wie es funktionierte. May revidiert endgültig die Vorstellung, es habe sich um Präliminarien vor den eigentlichen Verhandlungen gehandelt. Er entfaltet ein breites Spektrum symbolisch aufgeladener Praktiken – von der Gewährung und Durchführung einer Visite, der Zuerkennung von Titeln, der Zuweisung von Sitzgelegenheiten etc. –, mit denen der einzelne durch seine eigene Person sowie durch das, was er qua Amt repräsentierte, während des gesamten Kongresses agierte. Zum anderen erweitert May damit den Blick auf den Westfälischen Friedenskongress, denn die individuellen Akteure, Gesandtschaftsstrukturen oder Ämter und Titel erscheinen jenseits einer bloßen Funktionszuschreibung, nämlich im Hinblick darauf, was sie symbolisierten und repräsentierten und wie symbolische Zuschreibungen verhandelt wurden, in einem anderen Licht. Auch wenn nicht alle Erkenntnisse neu sind, so ergibt die Zusammenschau ein kohärentes Bild.

May gelingt es, einen komplexen, breit gefächerten Gegenstand analytisch zu durchdringen und durch ein anspruchsvolles Theoriekonzept auf die Ebene einer knappen, schlüssigen Gesamtdarstellung zu heben. Allerdings verfällt er in dem Bestreben, sich von der deskriptiven Perspektive zu lösen, ein Stück weit in das andere Extrem und argumentiert zu sehr aus der Metaebene des von ihm entworfenen Theoriesigns. May konnte auf die rund 50 Bände der Quellenedition „Acta Pacis Westphalicae“ zurückgreifen, aber er schöpft dieses Potential nicht aus, um die akteurszentrierte Perspektive zu einer Mikrogeschichte zu entwickeln, die angesichts der Performanz des Zeremoniells konsequent wäre. Vieles, das die Argumentation in neuem Licht erscheinen lässt, erfährt der Leser nur in untergeordnetem Kontext – zum Beispiel die Zeremoniellkritik des Baseler Gesandten Wettstein, der schwer einzuordnende Vorstoß des französischen Unterhändlers d’Avaux, zeremonielle Unterschiede während des Kongresses auszusetzen, oder die internen Auseinandersetzungen über die Repräsentation des französischen Königs. Völlig ausgeblendet bleiben die Akteurinnen des Kongresses: Die Gattin des Gesandten Longueville wird lediglich in ihrer Bedeutung für den Status ihres Mannes erwähnt, obwohl sie als Mitglied des französischen Königshauses die ranghöchste Person war, die jemals am Kongress weilte, und ihr Aufenthalt entsprechend ein zeremonieller Höhepunkt war; die Gattin des französischen Gesandten Servien, die mit der Forderung, als „ambassadrice“ tituliert und behandelt zu werden, einen Meilenstein für den Status der Diplomaten-Gattin setzte, bleibt unerwähnt.

Insgesamt ist die Darstellung stark auf Frankreich fokussiert. Inhaltlich mag dies angemessen sein, da die französische Krone ein Vorreiter in der aktiven Statusrepräsentation und entsprechender Theoriekonzepte war. Doch May stützt sich in seiner Darstellung vor allem auf französische Quellen: Obwohl im Rahmen der APW keine spanischen Quellen publiziert wurden, hat May nur zwei archivalische Akten aus Spanien herangezogen, neben weiteren Einzelakten aus England und Italien, aber umfangreichere Bestände aus vier Pariser Archiven. Die französischen Quellen der APW werden überproportional häufig zitiert. Angesichts der Pionierleistung schmälert das nicht den Wert der Studie, sondern regt zu weiteren Forschungen an. May hat Grundlagen geschaffen, auf denen künftige Arbeiten aufbauen können.

Anuschka Tischer, Würzburg

Haupt, Herbert, Ein Herr von Stand und Würde. Fürst Johann Adam Andreas von Liechtenstein (1657–1712). Mosaiksteine eines Lebens, Köln / Weimar / Wien 2016, Böhlau, 389 S. / Abb., € 47,00.

Zu keiner anderen der großen aristokratischen Familien der Habsburgermonarchie im 17. und 18. Jahrhundert ist in den vergangenen Jahrzehnten eine ähnlich große Zahl von substanziellen neuen Forschungen und Quelleneditionen erschienen wie zu den Liechtenstein. Mit zwei von Volker Press und Dietmar Willoweit (1987) bzw. Evelin Oberhammer (1990) herausgegebenen Sammelbänden nahmen diese Forschungen verstärkt Fahrt auf. Wesentlichen Anteil an diesem vom Fürstenhaus geförderten „Boom“ hatte der Wiener Kulturhistoriker Herbert Haupt. Aus den reichhaltigen Beständen des Liechtensteinischen Hausarchivs schöpfend, legte er bereits 1983 einen Quellen- und einen Darstellungsband zum Hofstaat und zur Sammeltätigkeit Karls I. (1569–1627), des ersten Fürsten des Geschlechts, vor. 1988 und 2007 folgten ein umfangreicher Quellenband und eine Biographie zu dessen Sohn und Nachfolger Karl Eusebius (1611–1684). 2012 ist eine zweibändige Quellenedition zu dessen Erben Jo-